

Zivilcourage und Achtung vor Anderen

(c) Maria Neuper 2014

In gewissen Situationen kann ich nicht Ruhe bewahren und unbeteiligt zusehen, ich muss mich einfach einmischen.

Wenn die alte Frau im Krankenhausbett neben mir von der Physiotherapeutin mit unnötiger Lautstärke herumkommandiert wird, dann muss ich sagen: „So laut brauchen sie mit der Frau nicht reden, sie versteht alles“ --- freilich, die Therapeutin hat in ihrer Ausbildung gelernt, dass fehlende Beteiligung von älteren Patienten häufig an deren Schwerhörigkeit liegt. In diesem Fall jedoch wurde die Behandlung als verwirrend empfunden, die Patientin wusste nicht mehr, wo rechts und links war und schämte sich sehr für ihr Ungeschick.

Mehr als einmal sah ich mich veranlasst, zu Bettennachbarn zu sagen: „Wenn sie jetzt nicht klingeln, dann tu' ich das für sie!“ Ich verstehe nicht, wenn Leute jammern, aber nichts Angemessenes dagegen tun; das Krankenhaus ist ja dazu da, um mit Fachwissen und angemessener Behandlung zu helfen. Und tatsächlich, fast alle Krankenschwestern und Ärzte, die ich kennen gelernt habe, sehen ihre Aufgabe im Helfen; einige wenige nur gibt es, die zum Beispiel Nachdienste wegen des Zuverdienstes machen. Und wenn ich von denen höre „ich habe ja auch noch andere Leute zu betreuen“ oder „das geht hier nicht, da müssen Sie nachhause gehen“, dann habe ich keinerlei Verständnis dafür. Diese Leute entsprechen nicht den Aufgaben im Krankenhaus und gehören woanders hin.

Gewisse Reaktionen im Krankenhaus mögen auf solches Eingreifen meinerseits zurückzuführen sein, zum Beispiel Verlegungen in andere Zimmer. Interessant, dass es anscheinend die Wenigen durchaus schaffen, das „System Krankenhaus“ im Dienste ihrer Bequemlichkeit zu steuern.

Mein Eingreifen hat aber, so meine ich, nichts mit „dem System“ zu tun, sondern genau mit der Gegenseite, mit der Achtung vor dem Einzelnen.

Wenn zum Beispiel die junge Stationsärztin in all ihrer Wichtigkeit einer Neuzigjährigen im Bett neben mir erklärt, dass für sie nun „Übergangshilfe“ organisiert sei, die ihre Schwiegertochter in ihrer Altersbetreuung unterstützen werde, und dass für einen Platz im Altersheim angesucht sei, dann sehe ich die Achtung vor dem Menschen nicht gewahrt. Achtung vor einem hochbetagten Menschen, der seine Selbständigkeit wahren will, dafür alle seine Kräfte aufbietet und offensichtlich noch genügend Kräfte zur Verfügung hat. Die Tränen der Neuzigjährigen habe ich damit gestillt: „Bis man heute von der langen Warteliste wirklich in ein Altersheim kommt, dauert das Jahre!“.

Eingreifen tu' ich natürlich auch, wenn ich selbst nicht bekomme was ich brauche. Zum Beispiel im Krankenhaus punkto Schmerztherapie: Wenn die diensthabende Schwester auf mein Verlangen sagt „ich habe nicht die Befugnis, weitere Schmerzmittel zu geben“, dann möchte ich den Arzt kontaktiert sehen, der die notwendige Befugnis hat. Als das einmal sehr, sehr lange gedauert hat und ich meine Schmerzen nicht mehr aushielt, habe ich von der Schwester ein Handy verlangt, um Walther und meine Tochter Barbara anzurufen. Am nächsten Tag kam der Facharzt für die Schmerztherapie persönlich und versorgte mich mit einer Steuervorrichtung, mit der ich die Zufuhr des Schmerzmittels selber bestimmen konnte.

Mein Eingreifen ist spontan und hat mich gelegentlich in unmittelbar gefährliche Situationen gebracht. Ich erinnere mich, wie vor mir Kinder in den Obus einsteigen und ein Bub sich besonders unbändig gebärdet. Unversehens hat der eine Ohrfeige von einem Mann im Gesicht, dass die Nase blutet. „So geht das nicht“, schreie ich ein. „Sie können auch gleich eine haben!“ bekomme ich von dem riesigen Gewalttäter zu hören. Der Busfahrer vorne reagiert professionell, und an der nächsten Haltestelle wartet schon die Polizei.

Andererseits gehört Kindern auch in der Öffentlichkeit Schranken gesetzt, unter vielen Menschen greift aber meist niemand ein. Zum Beispiel tobt in der Faschingszeit eine Gruppe Jugendlicher durch eine vollbesetzte Grazer Tram mit Geschrei, Rempelen und Faschingskrapfen, die an den Fenstern zerplatzen. Die Leute ziehen die Köpfe ein und schauen weg. Ich greife einen der Burschen heraus, sage „so geht das nicht“ und finde mich unversehens von der Gruppe mit den noch verfügbaren Faschingskrapfen bedroht. Die Leute schauen noch mehr weg, nur der Tramfahrer nimmt seine Autorität wahr und schafft es, die Gruppe aus der Tram zu weisen.

Wenn ich, jetzt aus zeitlicher Distanz, auf solche Situationen zurückschaue, sehe ich eine Gemeinsamkeit: die Achtung vor anderen Menschen muss im Zusammenleben unbedingt gewahrt werden; jeder hat das Recht da zu sein und zu bekommen, was er braucht. Anlass zum Eingreifen gibt es natürlich nicht nur im Krankenhaus; auch in der Schule hab' ich viele ähnliche Situationen erlebt; Kinder sind ebenso in schwächerer Position in der Schule wie Patienten im Krankenhaus.

Walther beschreibt mein Verhalten in solchen Situationen als „Zivilcourage“; dieses Wort ist mir nicht in die Wiege gelegt worden, aber ich frage mich, woher meine Unbeirrbarkeit in diesen Situationen kommt.

Was mir dazu einfällt ist: Der Aschlhof, in dem ich aufwuchs, war der wirtschaftliche Motor für ein kleines, aber eigenständiges Dorf: Dort gab es eine Kirche, zu deren Erhalt der mein Vater das übliche beitrug, einen Schmied, der unsere Pferde beschlug, einen Wirt, eine Schneiderin, zu der wir Kinder einen Stoff trugen und der ein Kleid nach unseren Wünschen nähte, ein kleines Lebensmittelgeschäft und einige Häuser, deren Bewohner auf unserem Hof als Tagelöhner arbeiteten, wenn sie gebraucht wurden. Im Dorf gab es auch eine Mühle; diese gehörte meinem Großvater mütterlicherseits.

Mein Vater wusste all die Leute im Dorf zu behandeln, sie kamen gerne zu ihm arbeiten bis in die fünfziger Jahre (und dann kam ich in das Internat in Wels); und wir Kinder vom Aschlhof hatten das ganze Dorf als zuhause. Wir spielten mit allen Kindern und kannten jedes Haus vom Keller bis zum Dachboden. Nachträglich sehe ich, dass wohl mein Vater unsichtbar überall hinter uns stand; ich kann mich nicht erinnern, dass wir je von irgend jemandem im Dorf ungehörig behandelt worden wären.

So ein gesichertes Zuhause ist wohl die beste Grundlage dafür, dass man ohne Furcht sagt, was gesagt werden muss, damit jeder Mensch ein Mensch bleibt.